

## ZUM GELEIT

Mission – sehr unterschiedliche Gedanken verbinden sich heute für uns mit diesem Thema: Kolonialisierung, Zerstörung einheimischer Kulturen, Überstülpen der westlichen Zivilisation, christliche Besserwisserei einerseits, Gemeindegewachstum, lebendige Gottesdienste, geistliche Aufbrüche, Begegnung der Kulturen, Gemeinde Jesu bei den Armen andererseits.

Dietmar Lütz reflektiert in seinem neuen Buch „Evangelium in Person. Plädoyers für ein Umdenken in Sachen Mission“ dieses weite Spannungsfeld aufgrund seiner langjährigen Erfahrungen als Missionar in Sierra Leone und als Missionssekretär in Bad Homburg. In den insgesamt 14 Jahren (1973-1980 und 1987-1994) seines Dienstes hat Dietmar Lütz die Arbeit der „Europäischen Baptistischen Mission“ (EBM) mit geprägt und hat selbst aufgrund vieler Begegnungen mit Mitarbeitern in Übersee und in Europa Prägung erfahren.

Dietmar Lütz und ich kennen uns seit langer Zeit, sind wir doch gemeinsam in Berlin aufgewachsen in der gleichen Gemeinde- und Jugendarbeit. Immer schon hat es ihn umgetrieben, mehr zu erfahren, tiefer zu schürfen, gründlicher nachzufragen. Ein kritischer unruhiger Geist, der manche aufgeregt hat, viele aber auch angeregt. Ein engagierter Beobachter, der aber immer mit einem Herzen voller Liebe und mit Zuwendung zu den Armen seinen Dienst versehen hat. Gott hat ihn darin gesegnet.

In diesem neuen Buch werden in engagierter und manchmal auch provozierender Weise Fragen gestellt und Thesen aufgestellt. Vieles reflektiert die nun schon einige Zeit zurückliegenden Jahre des Dienstes in Afrika. Vieles ist aber auch zeitlos gültig, ist Erinnerung und Mahnung zugleich für unseren Auftrag, unsere Sendung. Dafür einige Beispiele:

Mission kann heute nur in verantwortlicher Weise geschehen in einem partnerschaftlichen Miteinander mit den Leitern und Mitarbeitern in Übersee,

- sie muss den „ganzen Menschen“ im Blick haben, also ausgerichtet sein auf die umfassende Hilfe für Menschen in geistlicher und materieller Not (wobei wir heute Einseitigkeiten in beide Richtungen hin beklagen müssen),

- sie verlangt Treue und Liebe als Schlüsselqualifikationen von den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, die sich auf diese Sendung Gottes einlassen und
- sie erfordert heute mehr denn je eine große Lernbereitschaft von uns Europäern in den Begegnungen und in der Zusammenarbeit mit Menschen aus Lateinamerika, Afrika und Asien.
- Darüber hinaus gibt es aber auch eine ganze Reihe von neuen Entwicklungen in den letzten Jahren, die in das Gespräch über die Weiterentwicklung unserer Missionsarbeit und unseres Missionsverständnisses unbedingt mit eingebracht werden müssen:
- die Desillusionierung im Blick auf schnelle Erfolge in der Entwicklungszusammenarbeit, wo stattdessen vor allem in Afrika die Infrastruktur, schulische Bildung und medizinische Versorgung immer schlechter werden und wo manche schon eine regelrechte „afrikanische Totenklage“ (Peter Scholl-Latour) anstimmen,
- die stark wachsende Bedeutung der einheimischen Mitarbeiter für die Missions- und Entwicklungszusammenarbeit, die allerdings mit weiterhin kräftiger finanzieller Unterstützung aus Europa heute viele wichtige Aufgaben etwa im medizinischen Bereich oder auch in Evangelisation und Gemeindeaufbau übernehmen können und müssen und
- das Umdenken vom einseitigen „Geben“ der materiell Reichen im Norden für die Armen und Schwachen im Süden hin auch zum „Empfangen“ der Gaben und Dienste der spirituell Reichen im Süden (in dieser Hinsicht zu sehen sind etwa die Dienste von afrikanischen „reverse-missionaries“ in Deutschland und Österreich oder auch die enorme Zunahme des Einsatzes von weltweit tätigen Missionaren von Missionsgesellschaften aus den sogenannten „Dritte-Welt-Ländern“).

Im nächsten Jahr wird die Europäische Baptistische Mission ihr 50jähriges Jubiläum feiern. Dabei wird es dann ganz sicher auch um dieses wichtige Gespräch, um Standortbestimmung und Orientierung für die Zukunft gehen. Für diesen Prozess ist auch das Buch von Dietmar Lütz eine Hilfe. Ich wünsche diesem Buch und dem damit verbundenen Prozess viel Erfolg und Gottes Segen.

Elstal bei Berlin im März 2003

Hans Guderian

*EBM Generalsekretär*

# INHALTSVERZEICHNIS

Zum Geleit ( <i>Hans Guderian</i> ) . . . . .	5
Vorwort des Autors . . . . .	11

## TEIL 1: BIBLISCHE GRUNDLAGEN

Evangelium in Person ( <i>Bibelarbeit über Johannes 1</i> ) . . . . .	15
Der Geist der Mission ( <i>Meditation über Apostelgeschichte 1</i> ) . . . . .	21
Treue als Missionsprinzip ( <i>ein Schlüsselbegriff der Missionspraxis</i> ) . . . . .	29
Das Evangelium für die Armen ( <i>mit der Zachäus-Verpflichtung</i> ) . . . . .	37
Was ist denn Umkehr? . . . . .	53
Frag-würdige Mission ( <i>und was Matthäus dazu sagt</i> ) . . . . .	56
„...und hätte die Liebe nicht...“ ( <i>Die Herzkrankheit der Mission</i> ) . . . . .	63
Thesen zur Mission ( <i>Eine Grundlegung</i> ) . . . . .	67

## TEIL 2: MISSIONARE SIND MENSCHEN

Brief an Hildegard und Edgar Lüllau ( <i>Ein Vorwort</i> ) . . . . .	71
Menschen mit Mission ( <i>Apg. 9,10-19</i> ) . . . . .	73
Eine Chance für Alusine . . . . .	81
Gottes Handlanger ( <i>Die Sieben Rollen der Missionare</i> ) . . . . .	83
„Wir wollen kein Denkmal - wir wollen euer Ohr!“ . . . . .	89
Mission ohne Missionare ( <i>Ein modernes Modell</i> ) . . . . .	94
“Dare to trust!” ( <i>Nachdenken über sieben Jahre Mission</i> ) . . . . .	99
“Wer ist denn mein Nächster?” ( <i>Predigt über Lukas 10, 25-37</i> ) . . . . .	115

### TEIL 3: VERGANGENHEIT UND ZUKUNFT DER MISSION

Eine Welt - ein Herr - ein Glaube. . . . .	129
“Mission im kolonialen Kontext” ( <i>Vorwort</i> ) . . . . .	132
Begegnung am Hauptbahnhof . . . . .	137
Kommen - Hören - Beten! ( <i>Zum Weltgebetstag</i> ) . . . . .	139
Im Süden nichts Neues . . . . .	143
Eine denkwürdige Menschenkette. . . . .	146
“Vergesst die Hauptsache nicht!” ( <i>Ein Brief zum Abschied</i> ) . . . . .	147

## VORWORT

Es hat fast zehn Jahre gebraucht, bis ich die Freiheit fand, die geistige und literarische Ernte meiner Tätigkeit als Missionssekretär einzufahren. Ich will darum dieser Ernte nichts anderes vorausschicken als zwei Texte, die den Anfang und das Ende meiner Arbeit in der Missionszentrale der EBM-MASA in Bad Homburg markierten. In ihnen ist alles gesagt. Das Übrige besorgen die folgenden Kapitel selbst.

**1987**

“Vor mir, auf meinem Schreibtisch im EBM-Büro, steht ein geschnitzter Wasserbüffel aus Thailand - ein schwächlicher Hütejunge schläft entspannt auf dem breiten Rücken des Tieres. Ein Bild des Friedens inmitten oft hektischer Unruhe! Ja, so wünsche ich mir Missionsarbeit: aus dem Ausruhen bei Gott heraustreten in die Unruhe der Welt, um dort bedachte, feste und sichere Schritte zu tun.

Unruhe ist wohl der größte Feind aller Missionsarbeit. Dieses Virus kann jede christliche Arbeit in heftigstes Fieber bringen, in einen Aktivitätsstrudel, der die Besinnung raubt und zur Sucht werden kann. Dort, wo fast täglich eine Woge von geistlicher und sozialer Not heranbraust, braucht es einen festen Gegendruck, einen sicheren Standort, der der Not wahrhaft begegnet, ohne sich taumelnd „mitreißen“ zu lassen.

Von 1973 bis 1980 waren meine Frau Karin und ich als EBM-Missionare in Sierra Leone tätig. Wie oft kamen wir uns gänzlich hilflos vor, wie Leute, die ein Buschfeuer mit einem Glas voll Wasser löschen sollen. Es brauchte nicht lange, bis wir merkten, dass wir erstens längst nicht so wichtig waren, wie wir anfänglich geglaubt hatten, und dass es zweitens vor allem darauf ankam, an unserem Platz zu stehen und unser „Wasserglas“ zur rechten Zeit an der richtigen Stelle auf das Feuer zu schütten. (Auch Ananias in Apg. 9 hatte nur einen Auftritt und vermutlich keine Ahnung über dessen Bedeutung!)

Doch hier gilt es nun, einem fatalen Missverständnis zu wehren. Ist die Unruhe der größte Feind der Mission, so ist doch die falsche Ruhe der zweitgrößte. Wen die Situation der Welt gar nicht beunruhigen kann, wen an seiner Missionsspende am meisten die steuerliche Absetzbarkeit interessiert, wen Mission nur als gelegentlicher Nervenkitzel angeht, den hat das Evangelium Jesu bisher noch nicht erreicht, der steckt mit seinem Gottesbild noch in den Kinderschuhen, stehengeblieben bei der Vorstellung eines lieben Erfolgsgottes. Wer die Not der Welt über den Tellerrand hinweg im Fernsehen zur Kenntnis nimmt, ohne Aufschrei zu Gott, der steht aller wahren Mission von Herzen ferne.

Was soll ich noch von mir sagen? Vielleicht dies, dass ich bisher jeden meiner Lebensabschnitte als einen schönen und notwendigen angesehen habe: als Flüchtlingskind, als Student und Diplom-Mathematiker, als Jugendmitarbeiter und Missionar, als Theologiestudent und Jugendsekretär in der Schweiz, als Pastor und Doktorand, als Familienvater und lernfähiger Ehegatte. Seit Juni 1987 bin ich wieder bei der EBM tätig, nicht in, sondern diesmal für Afrika (Referent für Afrika in der EBM-Zentrale in Bad Homburg). In aller Bewegtheit des Lebens gab es immerhin zwei wesentliche Konstanten: die Suche danach, das Evangelium besser zu verstehen, und die Tatsache, dass ich Berliner bin, mit „Herz und Schnauze“ und einer Vorliebe für Kartoffelpuffer.“

1994

“Heute, nach fast zweimal sieben Jahren bei der EBM, zuerst in Afrika, danach in Bad Homburg, sind die missionarischen Sinne so geschärft, dass es fast nichts mehr gibt, was mir nicht in irgendeiner Weise relevant ist für die Mission Gottes auf Erden. Die Bibel ist mir dabei zu einem einzigen und einzigartigen Missionsbuch geworden. Als immer stärker sprudelnde Quelle der Kritik an einem westlich egoistisch reichen Missionsverständnis und der Hoffnung auf die Wirksamkeit der Herrschaft Gottes hat sie mich in den Jahren auf dem Bürostuhl vor dem Verdorren bewahrt. Die hier vorgelegten Gedanken sind eine Momentaufnahme dessen, was sich mir zur Zeit als das Fundament christlicher Mission darstellt.”

*Dietmar Lütz*

*Berlin, im Frühjahr 2003*



# DER GEIST DER MISSION

## EINE MEDITATION ÜBER DIE ERSTEN VERSE DER APOSTELGESCHICHTE

*„Im ersten Buch, lieber Theophilus, habe ich über alles berichtet, was Jesus getan und gelehrt hat, (2) bis zu dem Tag, an dem er (in den Himmel) aufgenommen wurde. Vorher hat er durch den Heiligen Geist den Aposteln, die er sich erwählt hatte, Anweisungen gegeben. (3) Ihnen hat er nach seinem Leiden durch viele Beweise gezeigt, daß er lebt; vierzig Tage hindurch ist er ihnen erschienen und hat vom Reich Gottes gesprochen.*

*(4) Beim gemeinsamen Mahl gebot er ihnen: Geht nicht weg von Jerusalem, sondern wartet auf die Verheißung des Vaters, die ihr von mir vernommen habt. (5) Johannes hat mit Wasser getauft, ihr aber werdet schon in wenigen Tagen mit dem Heiligen Geist getauft. (6) Als sie nun beisammen waren, fragten sie ihn: Herr, stellst du in dieser Zeit das Reich für Israel wieder her? (7) Er sagte zu ihnen: Euch steht es nicht zu, Zeiten und Fristen zu erfahren, die der Vater in seiner Macht festgesetzt hat. (8) Aber ihr werdet die Kraft des heiligen Geistes empfangen, der auf euch herabkommen wird; und ihr werdet meine Zeugen sein in Jerusalem und in ganz Judäa und Samarien und bis an die Grenzen der Erde.“*

*(Apostelgeschichte 1, Verse 1 bis 8)*

Mission versteht sich nicht von selbst. Zwar wissen schon die Kinder der Sonntagschule, was Mission, und wer die treibende Kraft der Mission ist. Und dennoch versteht sich Mission nicht von selbst. Ihr Urheber und ihr tragender Grund nämlich, der Heilige Geist, steht in ständiger Gefahr, verdrängt oder mit anderen Geistern verwechselt zu werden. Diese Gefahr, dass Menschen das Werk Gottes in ihre eigenen Hände nehmen, „damit Gott endlich einmal zum Zuge kommt!“, diese Gefahr ist heute so aktuell wie je zuvor. Darum erscheint es uns angebracht, in vorsichtigem Hören auf das Neue Testament die Frage aufzuwerfen: Wer ist der Geist der Mission?



## I. Der Geist der Mission ist kein imperialistischer Geist

Natürlich nicht! werden hier viele spontan antworten - nicht zuletzt im Blick auf das garstige politische Wort „imperialistisch“. Aber Vorsicht! Imperialismus ist ja laut Duden zunächst nichts anderes als die „Bestrebung einer Großmacht, ihren politischen, militärischen und wirtschaftlichen Macht- und Einflussbereich weiter auszudehnen“. Es gibt nun aber leider auch einen geistlichen Imperialismus, der sich als Mission tarnt und im Grunde nichts anderes ist als die Ausweitung menschlicher Macht. Beispiele solcher „imperialistischen“ Missionen finden sich fast überall in der Missionsgeschichte, besonders prägnant vielleicht in den früheren „Missionierungen“ Germaniens und Südamerikas. Nicht immer war es nur die Macht über die Leiber von Menschen, sondern über ihre Seelen, die besonders folgen- und einflussreich waren. Mit großer Besorgnis blicke ich darum auf panikartige Anstrengungen heutiger Missionsgesellschaften in aller Welt, die mit ihren Strategien gezielt Bollwerke errichten wollen gegen den Islam, gegen andere Religionen und sogenannte „Kirchen“, deren Geist mit dem Geist des Christentums unverträglich erscheint, wie seinerzeit (ist er wirklich schon Vergangenheit?) der Geist des Kommunismus. Bei allem Verständnis für diese Haltung, bei aller Anerkennung des guten Willens und des geistlichen Anliegens bleibt jedoch zu fragen: Ist es der heilige Geist, der diese Art von Mission treibt, oder ist es der „Geist“ einer Weltanschauung? Wiederholt sich hier nicht das alte Missverständnis der Jünger, die ängstlich nach der Wiederherstellung einer von ihnen so heiß ersehnten Ordnung Ausschau hielten (Vers 6)? Die Antwort Jesu bleibt auch heute noch maßgeblich: Er macht nämlich einen deutlichen Unterschied zwischen der „Macht, die nur dem Vater eigen ist“ (Vers 7) und der Kraft von oben, die den Jüngern verheißen ist. Was Gott selbst unternimmt zur Heilung der Welt, d.h. Zeitpunkte und Begleitumstände, das ist den Jüngern schlichtweg zu wissen untersagt. „Ihr aber“ - so fährt Jesus fort - „werdet Kraft empfangen“. Damit ist eine sehr deutliche Grenze gezogen. Zugleich ist auch eine enorme Entlastung geschehen: Kein Jünger Jesu muss Gott die Arbeit abnehmen, und für die kleine aber wesentliche Aufgabe, die ihnen noch bleibt, werden sie vollkommen ausgerüstet. Imperialistische Mission hingegen ist anmaßend. Sie braucht sich auf keine Geschenke „von oben“ zu verlassen, sie hat ihr Kraft in sich selbst: im Vertrauen auf ihre Wirtschaft, ihre Finanzen, ihren funktionierenden Apparat, ihre überlegenen Missionare, ihre weltweiten Beziehungen und ihren sich ausweitenden Einflussbereich. Imperialistische ist auf Ausweitung vor allem bedacht. Ihr Banner ist die Wachstumsquote, ihr Stolz ist die positive

Bilanz, ihre Freude ist ihre Stärke. Ihre Methoden sind die der Werbung, ihre Mitarbeiter zeichnen sich durch ihre Durchsetzungsfähigkeit aus, und beim Austüfteln von Strategien ist man vorwiegend berechnend. Erfolg ist grundsätzlich gottgegeben, Versager werden stillschweigend ausgeschieden.

Was für ein Geist, der den Unterschied zwischen Weltreich und Gottesreich nicht mehr kennt! Der Geist Jesu, der Heilige Geist, ist es jedenfalls nicht.

## 2. Der Geist der Mission ist kein aristokratischer Geist!

Aristokratie ist die Herrschaft der Besten (gr. *aristoi*). Aristokraten sind also die „bessere Gesellschaft“, die sich durch Stand, Bildung und Kultur von der Masse abheben. Sie stehen so hoch oben, dass sie nur herabblicken können. Sie sind die Bevorrechtigten, die Glücklichen im Volke, ihr Leid ist das Mitleid. Ihre Rechte sind nicht erworben, sondern ererbt, jedenfalls stehen sie nicht zur Debatte.

Könnte der Geist der Mission je ein aristokratischer Geist sein? Unmöglich! Aber auch hier ist Vorsicht geboten. Immerhin bezeichnet man das Jahr 1792 als das Geburtsjahr der Mission in der Neuzeit. Warum? Weil es die Gründung der BMS (Baptist Missionary Society) in England markierte. Die BMS, deren Gründer und erster Missionar William Carey, Indien „eroberte“, löste eine Lawine von Missionsgründungen aus, zuerst in Großbritannien, dann auch auf dem Festland. Es ging um die Errettung der „armen“ und „verblendeten“ Heiden in fernen Landen. Mit Kirchen, Schulen und Spitälern wurde der „Unterentwicklung“ zu Leibe gerückt. Die treibende Kraft vieler dieser Missionen war das Bewusstsein der eigenen Überlegenheit im Blick auf Kultur und Glauben, und dieses Bewusstsein wurde gespeist von echtem Mitleid und christlicher Barmherzigkeit. Bis heute wird in vielen ehemaligen Kolonien der Dritten Welt das Christsein mit ethischer, kultureller und religiöser Überlegenheit weißer Menschen gleichgesetzt.

Was für einen armseligen Haufen hat sich demgegenüber Jesus zu „seiner“ Weltmission zusammengerufen! Wie sollten diese „ungelehrten“ und „unbeholfenen“ (Kapitel 4 Vers 13) Leute gegenüber der massiven Bildung des Jerusalemer Hohen Rates sich durchsetzen können, ganz zu schweigen von der Missionierung der damaligen kulturellen Zentren Antiochien, Alexandrien und Athen? Die Zuversicht, mit der Jesus seine Jünger mit der unmöglichsten aller Aufgaben betraute, ist nicht nur verblüf-

fund, sondern auch erschreckend. Nichts als den Heiligen Geist sollten sie empfangen, wer würde denn auf eine solche Religion „anbeißen“?

Oh, da hat es eine aristokratische Mission doch viel besser: Sie kommt mit Büchern, Lehrgängen, Universitätsabsolventen, mit Konzepten, Studien, Strategien, mit den Besten und Tüchtigsten (aristoi), die sie aufzubieten vermag. Natürlich werden auch die Tüchtigsten im Missionsland gefördert, bis sie es mit den Missionaren aufnehmen können. Eine aristokratische Mission hat etwas zu bieten. Das Evangelium kommt im langen Kleid und mit Orgelmusik. Man weiß doch, was man sich schuldig ist!

Nein, der Geist Jesu, der Heilige Geist, ist dies auch nicht, wo Berufung und Beauftragung mit Qualifikation und Schulbildung verwechselt werden.

### **3. Der Geist der Mission ist kein Abenteuergeist!**

Unsere Welt ist so groß und so schön, und so weit weg! Wer kennt dieses Gefühl nicht? Fremde Länder, Völker, Gebräuche und Probleme kennen lernen, ist das nicht das Motto unserer Generation? Einmal die eigenen Grenzen kennen lernen, ohne Wasser, ohne Elektrizität, ohne Hygiene und Bequemlichkeiten leben, wer hat nicht schon einmal davon wenigstens geträumt? Mission als Überlebenstraining. Das kann man natürlich nicht lange machen, höchstens mal so 2,3 Jahre, sonst verliert man hier schließlich den Anschluss. Und welche Bereicherung für die eigene Persönlichkeit, welche Horizonterweiterung, und dazu noch das Gefühl, einige Jahre seines Lebens wirklich sinnvoll - d. h. für andere - gelebt zu haben!

Als ehemaliger Missionar schreibe ich diese Zeilen aus bester Erfahrung: Mission ist abenteuerlich! Aber ist dieser Abenteuergeist etwa der Geist Jesu? Wie weit kann dieser Geist treiben? Seinen Jüngern gegenüber war Jesus sehr deutlich: Eure eigene Kraft reicht nicht weit, euer bester Wille reicht nicht aus, jedenfalls nicht, wofür ich euch sende. Geht noch nicht! Wartet! Euch fehlt noch der entscheidende Anstoß, die eigentliche Triebfeder, die Kraft, ohne die ihr nichts ausrichten werdet (Vers 4). Nein, ich zweifle nicht an eurem Mut, eurer Verwegenheit, eurer „Schlagkraft“, auch nicht an eurer echten Liebe zum Vater und zu mir. Euch fehlt weder das nötige Wissen, noch die geistlichen Erfahrungen, und selbstverständlich habt ihr euch bisher bestens bewährt. Aber mit all dem seid ihr dennoch höchst unvollkommen ausgerüstet. Ohne den Heiligen Geist werdet ihr vor Angst eure Botschaft vergessen. Ohne den Heiligen Geist werden euch Depressionen einschnüren und das Evangelium wird zu einer „rech-

ten Lehre“ erstarren. Ohne den Heiligen Geist wird das Wort von der Veröhnung leer zurückkommen, und ihr werdet euch in endlosen Diskussionen gegenseitig lähmen und umbringen. Ohne den Heiligen Geist wird die frohe Botschaft noch im Sand der judäischen Wüste versickern.

Nein, der Geist der Abenteurer ist nicht der Geist Jesu, der Heilige Geist. Abenteurer warten nicht, sie gehen, solange sie noch jung sind, und dann sofort. Auch Abenteurer haben ja alles, was sie für ihr Abenteuer brauchen, zur Genüge selbst: Pläne, Ziele, Träume, Initiative, Kraft und Neugierde. Abenteurer leben selbständig und unabhängig. Warten und Aushalten ist nicht ihre Stärke.

Wer mir bisher durch diesen Dschungel von Negationen gefolgt ist, ist möglicherweise mit wachsender Ungeduld dabei gewesen: Wenn sie das alles nicht, was ist Mission dann? Wer ist denn der Geist der Mission? Die Frage ist berechtigt und wird sofort ihre Beantwortung finden. Aber zuvor sei noch dies hinzugefügt: Die Geister des Imperialismus, der Aristokratie und des Abenteurers sind menschliche Geister, menschliche Strebungen und Haltungen. Wo immer Mission sich zu ihrer Menschlichkeit bekennt, da wird sie in aller Ehrlichkeit auch diese menschlichen Geister bei sich entdecken. Eine Mission, die in chemischer Reinheit (und selbst die gibt es nicht!) nur von Gottes Geist getrieben worden ist, hat es bisher noch nicht gegeben. Dennoch wird es wohl immer wieder nützlich sein, die Geister zu unterscheiden und sich auf den Heiligen Geist zu besinnen und an ihm sich zu orientieren. Aber zurück zu der eigentlichen Frage: Wer ist der Geist der Mission?

#### **4. Der Geist der Mission ist der Geist des Zeugnisses!**

Es handelt sich bei dieser Antwort um alles andere als um eine Banalität. Zeuge zu sein ist das Grundmodell christlichen Lebens! Was bedeutet das?

Jeder Zeuge ist einmalig und unersetzlich. Sein Wissen, seine Botschaft, also sein „Zeugnis“ bilden mit seiner Person eine untrennbare Einheit. Selbst vor Gericht muss der Zeuge selbst, in Person, aussagen. Auch die Jünger Jesu waren Zeugen, Zeugen seiner Auferstehung, dessen, was sie „gehört und gesehen“ hatten. Damit waren sie bereits unersetzlich, unaustauschbar geworden. Sie waren sozusagen die stummen Zeugen eines gewaltigen Geschehens. Die meisten Christen sind solche „stummen Zeugen“. Wenn man sie fragt, haben sie viel zu sagen, aber ungefragt sind sie wie die Fische. Es war der Heilige Geist, der den Jüngern die Zunge löste: plötzlich wurden sie zu redenden Zeugen, und was für welchen!

Der Zeuge selbst ist zudem der einzige Beweis für die Wahrheit seines Zeugnisses. Damit ist er in der Tat äußerst hilflos, denn ein einziger Gegenzeuge kann seine Aussage völlig zunichte machen, völlig unglaubwürdig. In dieser Hilflosigkeit lebt jeder Christ, auch jeder Andersgläubige. Man hat nichts in der Hand außer seiner eigenen Überzeugung, nichts, was andere zwingen könnte, mir zu glauben. In unserer heutigen rationalistischen Zeit hat sich (übrigens in allen Religionen) die Krebskrankheit des zwingenden Beweisenwollens von „richtigen“ Überzeugungen durchgesetzt. Man nennt das Fundamentalismus. Nicht die kühle Lieblosigkeit ist das eigentlich Charakteristische am Fundamentalismus, sondern seine grässliche Neigung, das Denken anderer Menschen gefangen zu nehmen und - wenn möglich - in die Knie zu zwingen. Wer sich nicht zwingen lässt, wird gebrandmarkt und gemieden.

Jesu Jünger waren keine Fundamentalisten. Sie zwangen die unglaubliche Botschaft von der Auferstehung niemandem auf, aber sie bezeugten sie in aller Ohnmacht. Hilflosigkeit und Ohnmacht kennzeichnen den Zeugen. Nur mit seinem Leben kann er für die Wahrheit seines Zeugnisses eintreten. Und das taten die Jünger. Keiner von ihnen starb im Bett! Der Überlieferung nach fanden sie alle den Märtyrertod. Es wird der heutigen so heftig um sich schlagenden Christenheit gut tun sich daran zu erinnern, dass der Begriff „Märtyrer“ vom griechischen Wort für „Zeuge“ (martyr) abgeleitet ist.

Der Geist der Mission ist ein Geist des Zeugnisses. Macht und Überlegenheit können zwar überzeugen, aber sie schaffen keinen Glauben. Der Geist der Mission ist tatsächlich hilflos. Auch er ist auf das Zeugnis angewiesen und auf die stummen oder redenden Zeugen. Es ist wohl eines der unergründlichsten Geheimnisse Gottes, dass gerade das Zeugnis in Ohnmacht und Hilflosigkeit so oft viel stärker ist als unsere sämtlichen Kraftakte.

## **5. Der Geist der Mission ist der Geist des Zeugnisses von Jesus!**

Was hier wiederum so selbstverständlich klingt, ist jedoch nichts geringeres als das Grundmodell der christlichen Predigt: Mein Zeugnis von Jesus ist und bleibt mein Zeugnis von Jesus, aber es ist auch mein Zeugnis von Jesus. Nur dort, wo meine Geschichte und die Geschichte von Jesus zusammenfließen und eine Einheit werden, da gibt es Zeugnis von Jesus. Wenn ich nicht darin vorkomme, ist es nicht mein Zeugnis, wenn Jesus nicht darin vorkommt, ist es überhaupt kein Zeugnis. Was landläufig

„Zeugnis“ genannt wird, verdient diesen Namen nicht, ist es doch meist nichts anderes als der Bericht über ein religiöses - und sentimentales - Erlebnis. Und das, was meistens „Predigt“ genannt wird, verdient diesen Namen ebenso wenig, ist es doch nur selten mehr als ein Lehrvortrag, bei dem die Person des Zeugen bis zur Austauschbarkeit unwichtig ist.

Der Geist der Mission ist dann der Geist des Zeugnisses von Jesus, wenn er sich sein Zeugnis nicht durch die Umstände vorschreiben lässt! „Wir predigen nicht uns selbst, sondern Christus“ ist für alle Zeiten die Maxime christlicher Verkündigung. Und dennoch muss die Predigt unsere Predigt sein, unser Zeugnis mit unseren Grenzen. Nur ein schlechter Lehrer unterrichtet das, was er selbst nicht weiß und kann, und nur ein schlechter Missionar weiß im Voraus, was christliches Zeugnis in jeder Situation zu sagen hat, weil er nämlich meint, dieses Zeugnis sei zu allen Zeiten und an allen Orten gleich. Hier ist es der Heilige Geist, der in großer Behutsamkeit die Zeugen Jesu bei der Hand nimmt (manchmal auch bei den Ohren!) und ihnen deutlich macht, dass es jetzt etwas Neues zu lernen gibt. Ohne diese stetige Bewegung des Zeugnisses mit der Geschichte des Zeugen wird nur allzu schnell aus der glühenden Lava eines brennenden Zeugnisses kalter und spröder Bimsstein! Die Geschichte Jesu bleibt zu allen Zeiten gleich, aber die Geschichte seiner Zeugen ist unter dem Einfluss des Heiligen Geistes in vehementer Bewegung. Eine Mission, die vom Heiligen Geist bewegt ist, wird darum immer wieder (schmerzliche und erfreuliche) Überraschungen erleben. Die Geschichte des Petrus mit Cornelius (Kap 10 und 11) ist wohl das beste Beispiel dafür.

## **6. Der Geist der Mission ist der Geist des weltweiten Zeugnisses von Jesus!**

Auch die letzte Antwort auf unsere Frage ist nicht trivial: ist sie doch das Grundmodell der christlichen Kirche. Mission ist ja durchaus nicht das Unternehmen einiger Experten und Unerschrockenen. Mission ist die Eigenbewegung der christlichen Gemeinde unter der Wirkung des Heiligen Geistes. Dass die vielerlei Eigenbewegungen christlicher Kirchen in unserem Jahrhundert zu allerlei unangenehmen Berührungen und Zusammenstößen geführt haben, hat neben einigen hässlichen Beulen doch auch einen angenehmen Effekt hervorgebracht: Man nimmt wieder voneinander Notiz, man redet und arbeitet miteinander und weiß zumindest, dass „die Anderen“ auch noch da sind.

Der Heilige Geist kennt keine Grenzen, darin ist er wie der Wind. Er macht nicht Halt vor unseren menschlichen, staatlichen oder kirchlichen Schlagbäumen. Er stellt sich nicht an beim Zoll. Grenzen gegenüber ist der Geist Gottes respektlos, denn er ist kein Geist der Furcht! Er drängt in die Weite, bis an die Enden der Erde.

Nun stoßen wir aber heute an allen „Enden der Erde“ auf andere Kirchen, Gemeinden, Missionen. Was waren das für schöne Zeiten, als man noch Pioniermission sein durfte, allein auf weiter Flur. Heute drängeln sich in den Missionsländern die verschiedenen Kirchen schon fast so wie in ihren Heimatländern. Und das Wunder geschieht! Die Kirchen in den Missionsländern arbeiten weithin Hand in Hand, in schwesterlicher und brüderlicher Eintracht, während die Gemeinden in den Ursprungsländern kaum einen Blick füreinander haben. Der Geist der Mission führt die getrennten Kirchen weitab von den ursprünglichen Quellorten wieder zusammen. Es darf nie vergessen werden, dass die Bewegung der Ökumene, des Weltkirchenrates, aus der Mission hervorgegangen ist, die sich schämte, in den Gastländern das giftige und zersetzende Zeugnis einer gespaltenen Christenheit darzustellen.

Die Angst hiesiger Christen vor ökumenischer Weite (und wer hätte sie nicht schon bei sich selbst entdeckt?) ist sehr menschlich und darum nur allzu gut verständlich. Aber: Hier sind wir nach dem Geist der Mission und dem Geist unter uns gefragt. Ist der Heilige Geist - aus dem wir doch zu leben vorgeben - ein weltweiter, ein grenzenloser Geist, der sich nicht durch nationale, konfessionelle oder dogmatische Zäune festhalten lässt? Oder ist er der enge, furchtsame, begrenzte Geist, der dann aber im Ernst den Namen „Geist des lebendigen Gottes“ nur noch zum Schein trüge?

## EINE CHANCE FÜR ALUSINE



„Ach, wie niedlich“, werden sicher viele von Ihnen sagen, wenn Sie dieses Bild des kleinen Jungen im Eimer sehen. Er ist wirklich niedlich und macht sich prächtig auf unserem neuen Schwarz-Weiß-Poster, das wir kürzlich in der EBM-Zentrale hergestellt haben. Solche niedlichen Babys gibt es in Afrika viele. Und Alusine steht für einige Millionen, die Jahr für Jahr sterben, weil sie nicht das Glück hatten, das ihm zuteil wurde.

Alusine wurde im April 1989 in einem Dorf nahe bei der kleinen Stadt Kassiri am Unterlauf des Great Scarcies River in Sierra Leone/Westafrrika geboren. Die EBM betreibt in Kassiri seit einigen Jahren zusammen mit der Baptistenunion Sierra Leone eine Krankenstation. Eines Tages wurde dorthin auch Alusine gebracht. Er war gerade zwei Wochen alt und mehr tot als lebendig. Arme und Beinchen waren so dünn wie Daumen, und er wog nur 2200 Gramm. Für Ducky Rosier, die holländische Kranken-



schwester, war Alusine eine Gebetserhörung. Gerade hatte sie sich von Amanda, einem kleinen afrikanischen Mädchen mit Wasserkopf, trennen müssen. Amanda war von den entsetzten Eltern zur Klinik gebracht worden, die in dem Kind einen Teufel (devil) vermuteten. Alle Überzeugungsreden halfen nichts. Ducky und ihre Mitschwestern Anneke und Kamilla nahmen Amanda ins Haus auf und zogen sie größer. Dann war allerdings der Tag gekommen, wo Amanda zu einer besonderen Behandlung nach Holland flog. Ducky fühlte sich furchtbar. So sehr hatten sie sich an das Kind gewöhnt. Sie betete darum für ein weiteres Kind - und da wurde eines Tages Alusine zu ihnen gebracht. Der Vater kam selbst mit dem jämmerlich aussehenden Baby und wollte es den Schwestern sofort in ein Tuch gewickelt in die Hände legen. „Seine Mutter ist gerade gestorben“, sagte er. „Könnt Ihr das Kind nehmen, sonst stirbt es mir auch?“ Die Schwestern erbaten sich Bedenkzeit. Von solchen Kindern gibt es ja Hunderte, Tausende. Nach zwei Wochen schließlich willigten sie ein, und wieder kam Leben auf die Missionsstation. Mit Wasser und Milchpulver wurde der kleine Säugling hingebungsvoll gepflegt und großgezogen. Aminata, die tüchtige Haushaltshilfe, sorgte sich um den Kleinen, wenn die Schwestern in der Klinik arbeiteten. Alusine wuchs und entwickelte sich zu einem prächtigen Kind. Immer wieder kommt der Vater vorbei und staunt und freut sich über seinen prachtvollen Jungen. Später will er Alusine zu sich holen. Er ist den Schwestern in der Klinik sehr dankbar. Die Leute in der Stadt und in den umliegenden Dörfern staunen mit Kopfschütteln: „Ein bisschen verrückt sind sie schon, die Christen“, so sagen sie, und wir müssen ihnen zustimmen. Aber woher hätte er sonst eine Chance bekommen, unser Alusine?

P.S. Alusine wurde von seinem Vater nicht abgeholt und lebt heute mit Ducky und Anneke in Holland.